

(Nachdruck verboten.)

301

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorzi. Deutsch von Adolf Heß.

„Seht Euch!“ schlug die Mutter vor, und stellte das Essen auf den Tisch.

Beim Essen erzählte Andrej von Rybin, und als er beendet hatte, rief Pawel bedauernd:

„Wäre ich zu Hause gewesen, ich hätte ihn nicht so fortgelassen! Was hat er nun mitgenommen? Große Empörung und Wirrwarr im Kopf.“

„Nein!“ meinte der Kleinrusse lächelnd, „wenn jemand vierzig Jahre alt ist und so lange mit dem Bären in seinem Innern gekämpft hat, wird man ihn schwerlich noch ändern.“

Und es begann eines von jenen Wortgefechten, bei denen die Beteiligten der Mutter unverständliche Worte gebrauchten.

Das Mittagessen war zu Ende, aber man überschüttete sich noch immer eifrig mit hageldicht prasselnden Phrasen. Bisweilen wurde jedoch ganz einfach gesprochen.

„Wir müssen unseren Weg gehen und dürfen keinen Schritt von ihm abweichen!“ erklärte Pawel fest entschlossen.

„Und treffen unterwegs Millionen, die uns als Feinde entgentreten — — —“

Die Mutter hörte dem Wortgefecht zu und begriff, daß Pawel die Bauern nicht liebte, der Kleinrusse aber für sie einsprang und auseinandersetzte, man müsse die Bauern eines Besseren belehren. Sie verstand Andrej am besten und ersahen ihr im Recht zu sein, aber jedesmal, wenn er Pawel etwas sagte, wartete sie ängstlich auf die Antwort ihres Sohnes, um möglichst schnell zu erfahren, ob der Kleinrusse ihn auch nicht gekränkt hatte. Aber sie schrien sich gegenseitig an, ohne das weiter übel zu nehmen.

Ab und zu fragte die Mutter ihren Sohn:

„Ist das wirklich so, Pawluscha?“

Und er antwortete lächelnd:

„Ja.“

„Mein Herr,“ rief jetzt der Kleinrusse mit freundlicher Bosheit, „Sie haben schon gegessen, aber schlecht gekaut, da ist Ihnen ein Bissen im Halse stecken geblieben . . . Sollten sich den Rachen einmal auspußten . . .“

„Mach keinen Unsinn!“ rief ihm Pawel.

„Ich bin ja ernst wie ein Leichenbitter . . .“

Die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf.

XXIII.

Der Frühling kam näher, der Schnee schmolz und der Schmutz und Ruß aus den Fabrikschornsteinen, der tief im Schnee verborgen lag, kam an die Oberfläche. Jeden Tag flog einem mehr Schmutz in die Augen, und die ganze Vorstadt sah zerlumpt und ungewaschen aus. Tagsüber taute es von den Dächern, und die grauen Hauswände dampften matt und schwitzten, nachts aber erglänzten überall weißliche Eiszapfen. Zimmer häufiger erschien die Sonne am Himmel und kleine Bäche, die in den Sumpf rannen, fingen leise an zu rauschen. Mittags zitterten über der Vorstadt die unruhigen, hoffnungsfrohen Vieder des Frühlings.

Man rüstete sich zur Feier des 1. Mai.

In der Fabrik und in der Vorstadt erschienen Flugblätter, die die Bedeutung des Feiertages erklärten, und selbst die von der Propaganda unberührte Jugend meinte bei der Lektüre:

„Das müssen wir machen!“

Wjessowtschikow rief mit verdrießlichem Lachen:

„Ist Zeit! Haben genug Versteck gespielt!“

Fedor Masin war hochbergnügt. Er war stark abgemagert und glich mit seinen unruhigen Bewegungen und Reden einer Lerche im Käfig. Ihn begleitete stets der schweigsame und über sein Alter ernste Jakob Somow, der jetzt in der Stadt arbeitete. Samoilow, der im Gefängnis noch rötlicher geworden war, Wassili Gussow, Buzin, Dragunow und noch einige erklärten es für notwendig, bewaffnet zu gehen; Pawel, der Kleinrusse, Somow und noch andere stritten dagegen.

Von Zeit zu Zeit erschien Jegor, stets müde, schwitzend und keuchend, und scherzte:

„Es ist etwas Großes um die Veränderung der bestehenden Ordnung, Genossen, damit dieses Werk aber glücklich von statten geht, muß ich mir ein Paar neue Stiefel kaufen.“ Gleichzeitig deutete er auf seine schmutzigen und zerrissenen Stiefel. „Meine Galoschen sind ebenfalls unheilbar zerrissen, und nun hole ich mir jeden Tag nasse Füße. Ich will nicht eher in die Grube fahren, als bis wir uns ganz und vor allen Leuten von der alten Welt losgesagt haben, und deswegen verwerfe ich den Vorschlag des Genossen Samoilow bezüglich eines bewaffneten Umzuges und schlage vor, mich mit heilen Stiefeln zu bewaffnen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß das dem Sozialismus weit mehr nützt als eine allgemeine Keilerei! . . .“

In derselben manierten Redeweise erzählte er den Arbeitern, wie das Volk in den verschiedenen Ländern versucht hätte, sein Leben leichter zu gestalten. Die Mutter hörte ihn gern an und sie gewann aus seinen Reden einen sonderbaren Eindruck: die allerschlimmsten Feinde des Volkes, die es am niederträchtigsten und häufigsten betrogen, waren kleine, gewissenlose, gierige, schlaue und grausame Männchen mit dicken Bäuchen und roten Gesichtern. Wenn ihnen das Leben unter der Herrschaft der Könige schwer wurde, hekten sie die Volksmassen gegen die Königsmacht, wenn aber das Volk sich erhob und den Königen die Macht entwand, rissen diese Leute durch Betrug die Macht an sich und jagten das Volk in seine elenden Hütten; wenn es aber mit ihnen selbst kämpfte, brachten sie die Menschen zu Hunderten und Tausenden ums Leben.

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und beschrieb ihm dieses Bild, das er durch seine Reden hervorgerufen hatte und fragte lächelnd:

„Ist das wirklich so, Jegor Iwanowitsch?“

Er lachte laut auf, rollte die Augen, atmete schwer und rieb die Brust mit beiden Händen.

„Es ist wahrhaftig so, Gebatterin! Ihr habt den Stier der Geschichte bei den Hörnern gepackt . . . Auf diesem eckigen Grunde sind noch einige Schnörkel und Ornamente, aber die ändern das Wesen der Sache nicht! Tatsächlich sind solche Dickbäuche die Hauptverführer und giftigsten Insekten, die das Volk auffressen. Die Franzosen nennen sie bezeichnend Bourgeois. Behaltet das im Kopf, liebe Gebatterin: Bourgeois fressen uns auf und saugen uns aus.“

„Das heißt die Reichen?“ fragte die Mutter.

„Stimmt! darin liegt ihr Unglück. Wenn man einem Kinde etwas Kupfer ins Essen tut, so wird das Wachstum der Knochen aufgehalten und es wird ein Zwerg; und wenn man jemanden von klein auf mit Gold vergiftet, wird seine Seele winzig, schlaff und grau, gerade wie ein Gummiball zu fünf Kopeken . . .“

Eines Tages sagte Pawel über Jegor:

„Weißt Du, Andrej, am meisten scherzen doch die Leute, denen beständig das Herz weh tut.“

Der Kleinrusse schwieg, blinzelte mit den Augen und bemerkte:

„Das ist nicht richtig! Hättest Du recht, so würde ganz Rußland sich totlachen . . .“

Auch Natascha erschien. Sie hatte ebenfalls im Gefängnis gefessen, in irgend einer anderen Stadt, aber das hatte sie nicht verändert. Die Mutter bemerkte, daß der Kleinrusse in ihrer Gegenwart lustiger wurde, mit Scherzen um sich warf, alle mit seiner freundlichen Bosheit neckte und fröhliches Lachen bei ihr erregte. Wenn Natascha aber ging, begann er seine traurigen, endlosen Vieder zu pfeifen und schritt lange, verdrießlich mit den Füßen scharrend, im Zimmer auf und ab. Oft kam auch Sascha, stets finster, stets geschäftig und noch ediger und schärfer als früher.

Als Pawel sie einst in den Flur hinaus begleitete und die Tür hinter sich nicht geschlossen hatte, hörte die Mutter folgende schnelle Unterhaltung:

„Sie tragen die Fahne?“ fragte das Mädchen leise.

„Ja.“

„Ist das bestimmt?“

„Ja. Es ist mein Recht.“

„Wollen Sie wieder ins Gefängnis?“

Pawel schwieg.

„Könnten Sie das nicht . . .“ begann sie stöhnend.

„Was?“ fragte Pawel.
 „Einem anderen überlassen . . .“
 „Nein!“ sagte er laut.
 „Ueberlegen Sie doch . . . Sie sind so einflußreich . . .“

Man hat Sie so lieb . . . Sie und Nachodka sind die Ersten hier . . . Was können Sie in der Freiheit alles ausrichten. — Ueberlegen Sie es sich! Man wird Sie dafür in die Verbannung schicken . . . weit fort . . . auf lange!“

Es war der Mutter, als wenn in der Stimme des Mädchens bekannte Gefühle — Schmerz und Wehmut mit-sprächen. Und Saschas Worte fielen wie große Tropfen Eiswasser in ihr Herz.

„Nein, ich bin fest entschlossen!“ sagte Pawel. „Ich werde um keinen Preis darauf verzichten.“

„Selbst wenn ich Sie nun bitte . . . wenn ich . . .“

Pawel begann plötzlich schnell und streng:

„Sie dürfen nicht so reden . . . Was wollen Sie? Sie dürfen nicht!“

„Ich bin aber doch Mensch,“ sagte sie leise.

„Sie sind ein gutes Wesen!“ erwiderte Pawel ebenfalls leise, aber in einem besonderen Ton, als wenn er schwer atmete. „Sie sind mir teuer . . . Ja! Und deswegen dürfen Sie nicht so reden . . .“

„Leb wohl!“ sagte das Mädchen.

Am Klopfen ihrer Hacken erriet die Mutter, daß sie schnell ging, fast lief. Pawel trat hinter ihr auf den Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bambus im Leben der Tropenvölker.

Von Dr. J. Wiese.

Eines der wertvollsten Geschenke, mit denen die Natur die Eingeborenen der östlichen Tropenländer bedacht hat, ist der Bambus. Seine Verwendung ist fast unbeschränkter Art. Von Natur eine Säule, ein gerader, gleichförmig dicker Zylinder, fest und haltbar mit glatter, kegelförmiger, schon von selbst glänzender, gleichsam polierter Oberfläche, ist er durch Zwischenwände in regelmäßige Abstände abgegliedert, jedes einzelne Glied ist ein völlig geschlossenes, wasserdichtes Gefäß. Wegen der Hohlheit und Härte der äußeren Hülle und des Vorhandenseins der Quertwände ist er im Verhältnis zu seinem Gewichte außerordentlich fest. Man hat eine Auswahl der verschiedensten Größen und Gestalt; leicht und schwer, mit kurzen und langen Gliedern von der Größe eines Rohrstoßes bis zu einer schlanken Palme kommen die Bambusarten vor. Sie lassen sich mit größter Leichtigkeit und Sauberkeit spalten und infolge der Hohlheit auch mit Hilfe eines scharfen Messers oder Beiles quer zerschneiden und entleeren. Bei großer Festigkeit ist der Bambus zugleich elastisch, und weder frisch noch trocken hat er einen besonderen Geschmack oder Geruch.

Das breiteste Zentrum des Vorkommens der Bambusarten liegt zwischen den Tropen. Inbesseren gehen sie über diese Grenzen hinaus, um zu kalten Breitegraden aufzusteigen oder sich auf bedeutenden Höhen zu erheben. Wachsen sie in niedrig gelegenen, sumpfigen Regionen, in pestdurchhauchten Dschungeln, geheimnisvollen und ungesunden Wäldern zur Riesengröße empor, so sieht man kleine Arten die Schneegipfel des Himalaya und der kalten Anden erreichen. Zu 20 und 40 Meter Höhe bei 20 und 22 Zentimeter Durchmesser wachsen sie heran in Zentralafrika, in Südamerika, den Äquatorial-Republiken, den Sümpfen des Amazonasstromes, in einem großen Teile Brasiliens, den heißen Tälern der Anden, im westlichen und östlichen Indien, in Szechon, Kalkutta, Chittagong, Birma, Tenasserim, auf den Inseln des östlichen Archipels, auf den Philippinen, Java, Sumatra usw. In dem östlichen China, wo der Bambus eine große Ausbreitung hat, kommt er von Süden nach Norden unter den verschiedensten klimatischen Verhältnissen vor, in Canton und Schanghai, wo die Hitze bedeutend, in Peking und Nuh-Po, wo die Kälte grimmig und der Schnee häufig ist und die Wäde einfrieren.

In der ganzen tropischen Zone hat der Bambus seit den ersten Anfängen der Menschheit die größten Dienste geleistet, wie er auch heute noch für die Eingeborenen und selbst die sogenannten zivilisierten Völker von größter Bedeutung ist. Daher sollen gewisse Bevölkerungen dem Bambus eine besondere Verehrung.

Die Arten der Verwendung des Bambus zu allerlei Hausgerät sind kaum aufzuzählen. Aus zwei Bambusstangen von ausreichender Länge stellt man sehr leicht Leitern her, indem man Einschnitte gerade über jedem Querringe macht, die ein Loch zur Aufnahme des Sprosses bilden. Um auf den hohen Bäumen Wachs auszunehmen, fertigt man eine Seigelleiter in sehr sinnreicher Weise aus Bambusrohr an, die zu jeder beliebigen Höhe hinaufreicht. Man wählt dazu eine der härtesten und dicksten Arten und stellt aus ihr eine Anzahl von Pfählen etwa 1 Fuß lang her. Diese werden an einem Ende zueinander und dann in einer senkrechten Linie etwa

drei Fuß voneinander in den Baum getrieben. Ein schlanker, dünner Bambusstamm wird dann aufrecht gestellt und mit Notang oder anderen Stricken an den Enden der Pfähle festgebunden; so bildet er mit dem Baume selbst eine Leiter. Ein Mann besteigt diese und baut die Leiter im Hinaufsteigen weiter, indem er neue Pfähle eintreibt und neue Bambusstäbe daran befestigt, bis er — oft in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß vom Erdboden — die niedrigsten Zweige des Baumes erreicht. Da das Gewicht des Mannes auf mehrere Pfähle verteilt wird, die durch den senkrechten Stab verbunden sind und gestützt werden, so ist eine derartige Leiter viel sicherer, als man auf den ersten Blick meinen sollte, und ihre Anfertigung geht erstaunlich rasch vor sich. Auch wenn ein Pfad steil bergan führt und der Boden glatt ist, werden oft Bambusstufen darauf gelegt, um ein Ausgleiten beim Hinaufschaffen schwerer Lasten zu verhüten. Solche Stufen werden aus gleich langen Stüben von starkem Bambus angefertigt, deren entgegengesetzte Enden gerade an der Verbindungsstelle zweier Glieder eingelenkt werden. Durch die so gemachten Einschnitte kann man dann starke Pfähle aus Bambus in die Erde treiben, die die Stufen festhalten. Die Masten und Raaen der Fahrzeuge der Eingeborenen sind fast sämtlich aus Bambus fabriziert, der Leichtigkeit, Festigkeit und Elastizität zugleich in hohem Grade besitzt. Zwei bis drei große Bambusse geben die besten Auslegebäume für Röhre wegen ihrer großen Schwimmkraft. Ferner dienen dieselben zum Erbauen von Flößen, und in der Stadt Palembang auf Sumatra gibt es eine ganze Straße von schwimmenden Häusern auf Flößen, die aus großen Bündeln von Bambus bestehen. Die Dayalen auf Borneo bauen Brücken über Flüsse oder an Abhängen ganz aus Bambus; die letzteren werden manchmal in sinnreicher Weise mit Hülfe von schrägen Bambusstreben an überhängende Bäume befestigt, so daß sie wahre Hängebrücken sind. Die Fußböden der malayischen Häuser bestehen fast immer aus Bambus, werden aber auf verschiedene Weise hergestellt. Gewöhnlich werden die Stämme der Länge nach in zwei Teile gespalten, und die Stücke mit Notang befestigt. Dies gibt einen gitterartigen Fußboden, etwas elastisch und für die barfußgehenden Eingeborenen sehr angenehm. Eine bessere Art von Flur wird aus Platten gefertigt, die aus großen Bambusstücken bestehen, die in Längen von drei bis vier Fuß zersägt und dann an einer Seite gespalten werden. Die Quertwände werden dann ringsum mit einem scharfen Messer durchgeschnitten, so daß das Stück glatt gerollt und gepreßt werden kann; alsbald bildet sich ein hartes Brett mit natürlicher glatter Oberfläche, die nach kurzem Gebrauche eben und schön glänzend wird. Menden, Schränke, Matten werden ebenfalls auf verschiedene Weise hergestellt, manchmal aus dünneren Arten, deren Stämme flach gebrüht und gefaltet werden, öfter aber aus feinen Streifen, die mit Bambusrinde oder Notang verbunden werden. Längsstübe von Bambus auf Böden geben gute Betten, indem sie mittels ihrer Elastizität zugleich die Matten ersetzen und nur noch eine übergelegte Matte nötig machen, um ein behagliches Nachtlager abzugeben. Jede Art von Körben, von den rohesten und schwersten bis zu den lieblichsten und zartesten fertigt man aus Bambus. Wo, wie in Lombo und Macassar, das Land stark bevölkert und das Bauholz selten ist, werden ganze Häuser aus Bambus erbaut. Ständer, Mauern, Fußböden und Dächer, alles wird aus diesem einen Material hergerichtet, und kann man wohl sagen, daß auf keine andere Weise ein so nettes und gut ausgeführtes Haus so rasch und billig erbaut werden kann. Auch alle Arten von Möbeln, Stühle, Sofas, Bettstellen stellt man auf den Molukken so gut und billig wie sonst wohl nirgends aus Bambus her. Ein Stuhl kostet eine halbe Mark, ein Sofa zwei Mark.

Wenden wir uns zu den einfacheren Gebrauchsarten, so eignen sich die Bambus ausgezeichnet zu Wasserbehältern. Einige der leichteren Art werden zu Enden von fünf Fuß zerschnitten, wobei man ein Loch durch die Quertwände stößt. Dieses Verfahren hindert ein zu rasches Ausfließen des Wassers und ermöglicht ein allmähliches gleichmäßiges Ausgießen bis auf den letzten Tropfen. Man bindet drei bis vier solcher Gefäße an einander und kann sie sehr bequem in die Erde stellen. Wasserrohre und Leitungen werden ebenfalls aus Bambus gefertigt; letztere aus Bambusröhren, die von Zeit zu Zeit durch kleine Böde aus zwei kreuzweis verbundenen Stäben gestützt werden. So leitet man das Wasser oft aus ziemlicher Entfernung bis in die Mitte der Dorfschaften. Gefäße für Reis oder Palmwein, Becher zum Trinken, Wasserfellen hat man in Gestalt eines Gliedes der Bambusstämme fast fertig; befestigt man einen Deckel daran, so hat man Tabaksdosen und Schwamm Dosen. Stangen für Papageien mit Sauf- und Freischälchen lassen sich leicht aus einem einzigen Stück Bambus herstellen, während mit etwas mehr Fleiß sich sehr schöne Vogelbauer daraus anfertigen lassen. Auf Timor macht man ein musikalisches Instrument aus einem Gliede eines großen Bambusstammes, indem man mit großer Sorgfalt sieben Streifen der großen Rinde zu Saiten abhört, die dann an beiden Enden befestigt bleiben und durch kleine Pfälchen unterwärts angeleitet werden; dabei hindert man das Ablösen der Saiten durch ein starkgeflochtenes Band aus gleichem Material, das man ebenfalls an beiden Enden fest um das Instrument bindet. Eine Oeffnung, die man an einer Seite einschneidet, setzt nun den Bambus in den Stand, in musikalischen Tönen zu schwingen, wenn die Saiten mit dem Finger scharf angeschlagen werden. Auf Java bedient man sich schmaler Streifen von Bambus, die an straffen Saiten befestigt sind und mit einem Klüpfel geschlagen werden, um die höheren Töne des „Gamelang“

oder der Musikchöre der Eingeborenen herbeizubringen, die im übrigen hauptsächlich aus Gongs und metallenen Becken verschiedener Größe bestehen. Fast alles gewöhnliche chinesische Papier wird aus den Blättern und Stämmen einiger Bambusarten fabriziert, während die jungen Triebe, wenn sie eben aus dem Boden aufschließen, ein ausgezeichnetes Gemüse, so schmackhaft wie Artischocken, geben. Bambusglieder geben auf Reifen vortreffliche Kochgeschirre. Sie dienen als Töpfe und Geschirre zum Aufbewahren von Zucker, Salz, Obst, Syrup und gekochten Speisen; endlich kann der Raucher aus zweckmäßig ausgewählten Bambusgliedern in wenig Minuten sehr gute Pfeifenköpfe und Gutahs oder indische Wasserpfeifen herstellen.

In der Ernährung spielt der Bambus eine große Rolle. Die Inder und die Chinesen essen die jungen Sprossen besonderer Arten, wie wir den Spargel essen, aber auch als Salat, und die äußersten Spitzen der Sprossen werden zu ausgezeichneten Konfitüren verarbeitet. Bambuskonserven sind der Gegenstand eines großen Handels in den kalten Teilen Chinas oder in den Hochgebirgen, wo die Temperatur nicht mehr den Wuchs dieser Pflanze gestattet. Die durch Dörren konservierten Sprossen werden in Ballen in die Mandchurei und in die ungeheuren Ebenen der Mongolei exportiert, wo die Völkerschaften während eines allzu langen Winters zu großer Armut verurteilt sind. In lauwarmes Wasser getaucht werden diese trockenen Konserven zart und von angenehmem Geschmack. Die Körner des Bambus sind nach Form und Zusammenfügung denen der Cerealien gleich, und ihr Erscheinen ist oft für die sehr dichten Menschenansammlungen in den Gegenden, wo diese Vegetabilien wachsen, geradezu ein Segen. Die dort leider nicht seltenen Hungernöte würden in vielen Fällen eine fürchterliche Sterblichkeit herbeiführen, ohne die unerhoffte Hilfe des Bambus. In Sikkim spendet eine Art alle Jahre reichlich lange und schwarze Körner; man läßt sie wie Reis kochen und verfertigt aus ihnen Kuchen und eine Art Bier. Aus bestimmte Arten zieht man eine ziemlich reichlich fließende zuckerähnliche Flüssigkeit, und die indischen Stämme Amerikas finden oft ein sehr frisches und trinkbares Wasser, wenn sie die Zwischenstücke gewisser Bambusarten durchbohren. Der Bambus ist also fast überall in der tropischen Zone ein Segen für das Menschengeschlecht.

Oft aber muß sich auch diese kostbare Pflanze in Kriegs- und Kollaterverzeuge umwandeln: in Lanzen, Schweinsfedern, vergiftete Pfeile, gespitzte Pallisaden, fürchterliche Menschenfallen usw. Die groben Knoten werden mit Pulver, Salpeter und Teer gefüllt und dadurch Brandfadeln, die das Feuer und den Tod in die Dschunken und in die feindlichen Dörfer bringen. Die Eingeborenen Neuguineas verteidigen den Eingang zu ihren Dörfern durch eine Reihe kleiner Hindernisse mit Hilfe des Bambus, der in seine Nadeln, in kleine Gabeln, in mit Widerhaken versehene Pfeile verwandelt ist; das Ganze ist unsichtbar und veritral in den Boden eingelassen, um die Füße und Hände der Feinde zu zerreißen.

Die indische und chinesische Bevölkerung sprechen dem Bambus auch eine giswirkende Lätigkeit zu, die indessen übertrieben zu sein scheint. Auch bei uns hat man sich im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts der kolonialen Ausdehnung bemüht, den Bambus im weitesten Sinne nutzbar zu machen. In der Orthopädie fabriziert man aus ihm ebenso feste, wie starke Apparate. In Paris sind die Angünder der Gaslaternen mit einem langen Bambusstabe bewaffnet. Auch in militärischer Hinsicht spielt der Bambus eine Rolle, besonders bei der Anlage telegraphischer Linien und der Luftschiffahrt. Manche Regimenter in dem englischen und dem niederländischen Indien sind mit Lanzen bewaffnet, deren Schaft von sehr harten Arten des Bambus herkommt. Der Gelehrte Julius Cloquet sagt sogar von dem Bambus: „Der Bambus wird eines Tages für die Industrie das sein, was die Kartoffel für die Ernährung ist.“

Kleines feuilleton.

Gleich und Gleich? Es hatte in der Nacht geregnet. Ein Gewitter war niedergegangen. Nun lag eine seltene Frische über dem Schmuckplatz, der die Lustkirche umgiebt.

Im Schatten einer Baumgruppe, auf einer Ruhebank saß eine Frau. Sie las in einem abgegriffenen roten Leihbibliotheksband und blickte jedesmal auf, wenn Schritte auf dem Kies knirschten. Sie betrachtete die Vorübergehenden mit müden, verächtlichen Blicken.

Ein paar Männern quitierte sie ihr zudringliches Lächeln mit Achselzucken, einer auffallend gelleideten Straßengängerin lachte sie höhnisch ins Gesicht und erntete dafür ein halblautes Schimpfwort.

Sie schüttelte sich, als das ihr Ohr traf. Es wirkte auf sie nicht anders als feiner Staub, der gegen den Wind geworfen wird, oder wie Wasser, das über das Gesicht einer Ente läuft.

Vom Kirchturm schlug die Mittagstunde. Die zwölf Schläge gingen kaum gehört unter in dem Lärm der Straße. Aber einige Minuten später öffnete sich das Nebenportal des großen Zeitungsverlages, der auf der Ostseite des Lustkirchplatzes liegt, der Portier grüßte besonders freundlich vor dem eleganten Paar, das auf die Straße schritt. Der Herr zog die Hand der Dame an die Lippen und sagte: „Auf Wiedersehen, meine Gnädigste!“ Die Dame lachte freundlich und winkte dem Herrn, der einen Augenblick stehen blieb und hinter ihr drein sah, mit der Hand zu.

Die Frau auf der Bank hatte sich erhoben, als das Paar auf den Treppenschritten vor dem Portal erschien. Sie klappte das Buch zusammen, senkte es in die Tasche ihres grauen Staubmantels und ging eilig in eine Nebenstraße hinein, die auf den Platz stößt. Sie lagte leise vor sich hin und sagte: „Das wollen wir schon deichseln — das lassen wir uns nicht entgehen, das hätte ich wahrhaftig gar nicht erwartet.“ Die andere war indessen weiter gegangen, auch auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln. Sie sprach nicht laut mit sich selbst, aber in ihrem Innern stiegen Gedanken auf: „Rein — das hätte ich nicht gedacht — das darf ich nicht unbemerkt lassen.“

Sie ging einige Häuser weiter, bog um eine Straßenecke und traf mit der Frau im grauen Staubmantel zusammen, die einen abgegriffenen roten Leihbibliotheksband in der Tasche trug. Aber sie hatte keine Acht auf die Mädchen, die ihr begegneten, sie war ganz erfüllt von dem ungehofften Erfolg, den sie eben mit ihrem neuesten Gedicht gehabt hatte. . . . Vore hundert Mark . . . sie ging etwas schneller — und alle bisher unterdrückten Gedichte zur Prüfung einschicken“ — „Sie wissen gar nicht, welche Goldgrube Ihr Talent für Sie sein kann, wenn sie den rechten Ton treffen . . .“ Sie ging noch etwas eiliger. Ihr Raffetrock rauschte, die Federn ihres Hutes wippten — eine feine dezente Duftwolke strömte von ihr aus. Sie seufzte — den rechten Ton. — —

„Kamilla, warum rennst Du wie besessen — warte, alte Freunde wollen mit —“

Sie drehte sich erschrocken um. Die Frau im grauen Staubmantel stand vor ihr. Aus ihren Kleidern kam ein aufdringlicher Geruch von Schweiß und schlechtem Parfüm. Kamilla sah verständnislos auf diese Frau mit den goldenen Ohrringen, den Händen, an deren Fingern einige unechte Ringe steckten, deren weißes Blusenhemd mit Similknöpfen zusammengehalten war und deren schlechtführender Rock Flecke von Straßenstaub aufwies. „Du kennst mich nicht?“

Die Stimme der Fragenden klang belegt.

„Hermine?“ fragte Kamilla zweifelnd, verlegen und von dem Gefühl ergriffen als ob eine Raupe von einem Baum auf sie herab schwebte, an einem dünnen Fädchen hängend — das doch nicht schwer zu zerreißen ist und das man nicht zerreißen mag aus Angst und Ekel — die Raupe könne auf uns fallen, sich in unseren Kleidern verbergen — einnistern —

„Ja, das bin ich. Hermine Balduin — Nachbar Balduins Tochter, Deines Bruders alte Liebe — erste Liebe —“

„Was willst Du?“

„Die Freundschaft, die Verwandtschaft, das Handwerk grüßen — wie Dir's gefällt!“

Kamilla machte ein erstauntes Gesicht.

„Unsere Jugendfreundschaft wirst Du nicht aus der Welt schaffen können. — Darf ich Dich daran erinnern, daß wir neben einander auf der Schulbank saßen? Unsere Großmütter waren Schwestern — Deine heiratete reich — meine arm — und das gleiche Handwerk haben wir auch —“

„Ich verstehe Dich nicht — und wie Du aussiehst!“

„Wir handeln beide mit Liebe — Kamilla.“ Das Lächeln war schon lange von dem Gesicht der Frau verschwunden. Jetzt lag eine Totenblässe auf ihrem feinen Gesicht.

„Handeln beide mit Liebe — bist Du von Sinnen — nimm Dich in acht — geh' Deiner Wege — hast Du verstanden . . .“

Die Frau im grauen Staubmantel blieb an Kamillas Seite. Sie sagte mit heiserer Stimme: „Wie Du aussiehst — wie eine Kluge, die es versteht, die Enveloppe nicht zu beschädigen. Die mit spitzen Fingern die Säckigkeiten herausnimmt und zum Schluß noch Luft dahinein bläst, wo ihre Seele saß, wo sie stückweise verhandelt, dann den Deckel wieder darauf legt und aufgebläht weiter stolziert — so siehst Du aus . . . Und ich? Mein Himmel, ich — warf das ganze fort — alles — auf einmal — ist das nicht gleich?“

Die schöne Frau schauberte es vor den Worten der anderen, vor ihrem kranken Atem, vor dem aufdringlichen Geruch ihrer schmutzigen Kleider. Dann sagte sie: „Du kannst mich auffinden, ich will dafür sorgen, daß man Dich eine Unterstützung gibt — brauchst Du Geld? Ich meine jetzt, dann komm —“

„Rein.“ sagte die andere, und warf der Jugendfreundin aus halbgeschlossenen Augen einen verächtlichen Blick zu, „ich brauche kein Geld, ich verdiene einstweilen noch, was ich brauche. Aber ich wollte mir noch sagen: Was würden unsere Väter sagen — wenn sie uns begegneten?“

„Unsere Väter?“

„Der Deine und der meine — unsere — Psui Deibel würden sie sagen . . .“

Ehe Kamilla zu Worte kommen konnte, war die Frau im grauen Staubmantel verschwunden. Kamilla fuhr sich mit ihrem feinen Batisttuch über das Gesicht und holte heftig Atem.

Abends saß sie lange vor ihrem Schreibtisch, spielte mit ihrem Federhalter und starrte auf ein weißes Papier, das dort bereit lag, um auf den Markt des Lebens ein Stück von ihrer Seele zu tragen.

Am demselben Abend saßen im Hinterzimmer einer italienischen Weinstube Männer und Frauen — ganz junge und alte, schwägend, rauchend und trinkend um eine Schüssel Makkaroni.

Einer, der eine verfilzte Künstlermähne und einen zottigen fuchsroten Bart und schmutzige Fingernägel hatte, sagte gähnend seine gelben Zähne zeigend: „Hermine, zum Donnerwetter, lies, damit

wir in Stimmung kommen — aber feuchte erst Deine Kehle an, Du wirst alle Tage heiserer."

Und sie zog den roten Band aus ihrer Tasche und las ein Gedicht, darin sich eine Frauenseele in ihrer Nacktheit aller Welt bloßstellte — eine vor Verlangen und Gier zitternde Seele.

"Pfui Deibel," sagte der Mann mit den schmutzigen Händen.

"Pfui Deibel," sagten alle anderen, die nicht besser aussahen als er.

Und sie sagten das, weil sie es für ungerecht hielten, daß eine, die ihre Seele stückweise verkauft, besser bezahlt wird — als die andere, die auch — noch die Haut mit drein gibt.

Lotte Guballe.

Technisches.

Neues über die Wolkenkratzer. Die ersten großen in den Vereinigten Staaten errichteten Häuser befanden sich in Chicago. Dann schickte sich die Stadt New York, die durch die beiden, ihre Ausdehnung beschränkenden Flüsse eingengt ist, an jene gigantischen Bauten zu errichten, die Haus und Gebirge zugleich sind. Aber die ersten Versuche waren nicht völlig glücklich, die Kunst des Architekten, umgebildet durch die technischen Schwierigkeiten, ward zur Kunst des Ingenieurs.

In gewissen Städten der Vereinigten Staaten ist es aus bestimmten Gründen verboten, über eine gewisse Höhe hinaus zu bauen, z. B. verbieten in Boston die Gemeinereglements, 125 englische Fuß zu überschreiten. Diese Vorschrift hat indessen nichts mit der Gesundheit der Straßen, noch mit der Aesthetik zu tun. Die Beschaffenheit des Untergrundes, der in vielen Teilen der Stadt wenig fest ist, beschränkt allein die Zahl der Etagen und folglich das Gesamtgewicht des Hauses. In New York liegen ähnliche Verhältnisse nicht vor. Es ist gestattet, Häuser von 300 Meter Höhe zu bauen, eine, wie man sagt, materiell mögliche Sache, wenn wirtschaftliche Gründe nicht dagegen sprächen. Der erste und wichtigste Faktor ist die Frage der Fahrstühle. Man bedenke, daß man einen Fahrstuhl für 2500 englische Quadratfuß Oberfläche (bebaute Oberfläche) braucht, und in einem Hause, das augenblicklich im Bau ist und auf das wir noch zurückkommen, sind 21 Fahrstühle für seine 32 Etagen vorgesehen. Diese Fahrstühle nehmen natürlich vom Erdgeschoss ab einen beträchtlichen Raum zum Schaden der zu vermietenden Lofale ein; man muß deshalb eine bestimmte Grenze finden zwischen dem, was nötig ist, um die oberen Etagen bewohnbar zu machen, und dem den unteren Etagen verloren gehenden Raum.

Für die großen Höhen findet man auch, daß der hydraulische Fahrstuhl derjenige ist, der am meisten Sicherheit gewährt und dessen Betriebs- und Unterhaltungskosten am billigsten sind. Etwa 30 Etagen scheinen augenblicklich das richtige Maximum zu sein und den besten Mietsertrag zu geben, wenn man den Preis des Terrains, des Baues, der Abgaben, der Unterhaltungskosten, der Reparaturen, der Gehälter des Personals und aller Unkosten in Betracht zieht.

Das Haus, von dem oben die Rede war, wird sich im Zentrum des Geschäftsviertels von New York am Broadway und Cortland-Street erheben. Seine äußerste Höhe wird 488 englische Fuß über dem Straßenniveau betragen. Die vermietbare Oberfläche wird ungefähr 500 000 englische Quadratfuß ausmachen. Man wird bei diesem Hause 12 bis 14 000 Tonnen Stahl verwenden, und sein Gesamtgewicht, ohne die Personen, die es bewohnen werden, wird sich auf 86 000 Tonnen belaufen. Der Bau, die Ausstattung, die Dekoration wird ungefähr 7 Millionen Dollar betragen, und mit dem Preise für das Terrain kommt man auf die Summe von 10 Millionen Dollar.

Die Frage der Fundierung, um eine solche Masse zu tragen, ist das nicht am leichtesten zu lösende Problem. Es gibt in New York zwei Gesellschaften, die sich ausschließlich mit dieser sehr speziellen Arbeit befassen. Im vorliegenden Falle ist es nötig gewesen, 80 Fuß hinunter zu gehen, um auf Felsen zu stoßen. Vom Oberflächenniveau bis zu dieser Tiefe war das Terrain zum großen Teil aus einem mit Glimmer untermischtem Sande zusammengesetzt, aber bei 80 Fuß Tiefe ist man auf den notwendigen Widerstand getroffen und hat, bei einer vollständig festen Schicht angelangt, in die Tiefe mittels komprimierter Luft durch Eisenstäbe verstärkten Beton versenkt.

Die Dichtigkeit der äußeren Mauer ist natürlich veränderlich nach der Höhe der Etagen, während sie auf dem Straßenniveau 32 Zoll erreicht, ist sie bei der 32. Etage nur mehr 12 Zoll stark, in den unteren Tiefen bis zur 6. Etage werden diese Mauern aus Stein sein, in den höheren aus besonderen Ziegelsteinen. Diese Bauten werden ohne Gerüste errichtet, die Eisensäulen, die die Armatur bilden, das Gerippe des Hauses, erheben sich die einen auf den anderen.

Sobald man zur Decke einer Etage kommt, legt man die horizontalen Eisensollen, dann werden zwischen diese und der Decke dieser Etage Ziegelsteine gelegt, man fährt nach der Höhe fort, da die Errichtung der äußeren Mauer nur eine Art Ausfüllung ist, und oft erst an letzter Stelle kommt. Abgesehen von dem Fußboden und den Türen, wird Holz nicht verwendet, man beabsichtigt sogar, die Türen mit einer Kupferbekleidung zu bedecken, um die Feuergefahr zu vermindern.

Oben war von 21 Fahrstühlen die Rede, die die Personen bis zu den oberen Etagen bringen sollen; diese Fahrstühle sind in drei Gruppen geteilt. Die mittlere Gruppe, aus sieben bestehend, hält an

allen zwischen dem Flur und der neunten Etage liegenden Stockwerken; eine zweite Gruppe von sieben anderen, die Express, steigen auf, ohne bis zur neunten Etage zu halten, um bis zur 17. "Omnibus" zu werden, während die sieben der dritten Gruppe bis zur 17. Express sind und dann bis zur 25. Omnibus werden, wo man besondere Fahrstühle findet, um das 32. Stockwerk zu erreichen.

Der Zeitverlust, um auf- und abzustiegen, ist also auf das möglichste Minimum beschränkt. Die Dauer des Baues eines ähnlichen Hauses wird auf 2 Jahre geschätzt. Ein anderes Haus "The New Singer Building" am Broadway wird sich zusammenschließen aus dem eigentlichen Bau und einem Turm; die Oberfläche jeder Etage des eigentlichen Baues wird 20 163 Quadratfuß betragen und die Fundierungen werden bis 92 Fuß unter die Erde gehen. Der Turm soll 41 Etagen haben.

Sind diese Riesenhäuser fest? Nach dem, was in San Franzisko bei Gelegenheit des Erdbebens vorgegangen ist, lautet die Antwort bestimmt: Ja! Sie sind siegreich aus der härtesten Prüfung, die man sich denken kann, hervorgegangen, dank ihrer sehr großen Elastizität, während die benachbarten Häuser von der Höhe normaler Häuser in Ruinen stürzten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die hohen Häuser schön sind: aber sie sind nur schön durch ihre Macht und die gewaltige Masse, und wenn die Mieter der oberen Etagen sich ein wenig des Tageslichts und der Luft erfreuen, so ist das gleiche nicht der Fall für diejenigen, die in der 7. oder 8. Etage arbeiten. Dort herrscht fast beständige Dunkelheit, und das elektrische Licht ersetzt das der Sonne. Wenn sie praktisch den Bedürfnissen des Lebens und des Ortes entsprechen, so werden sie niemals das Ideal dessen bilden, was das menschliche Wesen als Aufenthalt sich wünschen kann.

Humoristisches.

— Sonntags morgens. (Die Gnädige zur Jose): "Ich will eins von den Kindern mit in die Kirche nehmen! . . . Sagen Sie, Pauline, welches paßt wohl am besten zu diesem blauen Kostüm?"

— Der Vertrauensmann. . . . "Bist Du auch Vertrauensmann worre?" — "Ne!" — "Schad' — do hätt' mer doch als emol ebbs erfahre!"

— Rücksichtsvoll. Arztin: "Anna, bringen Sie mir mein altes Lodenkleid; ich besuche eine schwerkranke Patientin, der jede Aufregung erspart werden muß!"
(„Fliegende Blätter.")

Notizen.

— Es werde Licht. Mit Gasglühlicht sollen nach der "Königsberger Hartungschen Zeitung" vorläufig 35 000 Personentwagen der preussisch-hessischen Staatseisenbahnen versehen werden. Nach langen Jahren des Probierens und Studierens hat man endlich eine Gasglühlichtlampe erfunden, in der die verwendeten Glühstrümpfe die nötige Haltbarkeit auch bei starken Erschütterungen bewahren, so daß sie im praktischen Eisenbahnbetriebe verwendbar sind. Die Lampen sind in einem Teile der Berliner Stadtbahnen bereits angebracht worden und sollen sich vortrefflich bewähren. Die Einführung des Gasglühlichts ermöglicht es, auf den Acetylenzusatz zu verzichten, den man in den letzten Jahren zur Erhöhung der Helligkeit verwendete. Dadurch wird die ganze Beleuchtung billiger, obwohl erheblich mehr Licht erzeugt wird, so daß man auf allen Plätzen ohne weiteres wird lesen können. Ein Teil der Lampen soll auch mit Vorrichtungen versehen werden, die das Anzünden und Verlöschen vom Wagen aus gestatten, so das auch das Betreten der Wagendächer durch die Lampenanzünder in Fortfall kommt.

— Wie der große Geiser dem Dänenkönig hul digen mußte. Der dänische König und sein Schweiß von Abgeordneten besuchten auf ihrer Islandsreise vor kurzem auch den großen Geiser, das großartige Naturwunder, das zwar nicht beständig, aber doch häufig gewaltige Strahlen lodenden Wassers hoch emporsprudeln läßt. Der Geiser aber ließ es dem Könige gegenüber an der schuldigen Ehrerbietung und Untertanentreue fehlen und hatte gerade jetzt seine Wasserläufe eingestellt. Da kamen sachkundige Männer herbei und schütteten ihm an 50 Pfund schwarzer Faselose in den Schlund. Dieses Brechmittel wirkte dann auch vorzüglich. Wie die Hofreporter nach dem Mutterlande berichteten, hat der große Geiser seine Duellen noch nie so schön springen lassen wie jetzt vor "Seiner Majestät".

Von einer anderen heißen Quelle, dem Storkkur, erzählen die Hofreporter, daß er, nachdem er seit 11 Jahren kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte und schon für ganz erstorben gehalten wurde, plötzlich beim Erscheinen des Königs zu aller Erstaunen mächtige Wassermassen gen Himmel springen ließ. Was die Ursache dieses Wunders war, ob der Storkkur vielleicht Angst hatte, daß man ihm, wie seinem großen Bruder, ein schreckliches Brechmittel eingeben werde, oder ob in seinem Innern die Liebe zum angestammten Herrscherhaus plötzlich so heiß entflammte, daß das Wasser in seinem Bauch überlochte, darüber sind sich die Hofgelehrten noch nicht einig.